

SWR2 Wissen

Wildtiere erobern die Stadt – Wie neue Arten entstehen

Von Achim Nuhr

Sendung: Montag, 12. April 2021, 8:30 Uhr

Redaktion: Sonja Striegl

Regie: Günter Maurer

Produktion: SWR 2021

Die Stadtamsel lässt sich nicht aus der Ruhe bringen, weder vom Lärm der Autos noch von hektischen Menschen. Sie hat gelernt, mit Stress umzugehen. Biologen erkennen in ihr eine eigene neue Art.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 Wissen können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/podcast-swr2-wissen-100.xml>

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIPT

Atmo:

Rundgang

Sprecher:

Menno Schilthuizen stutzt, dann hebt der Professor einen Plastikdeckel von der Straße auf:

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Das ist ein McFlurry-Becher von McDonald's. Er hatte früher einen Deckel mit einem Loch in der Mitte. Igel steckten ihren Kopf durch dieses Loch, um an die Eiscreme zu kommen. Dort verhakten sich ihre Stacheln, sie kamen nicht mehr aus dem Becher heraus und verhungerten. Solche Gefahren drohen Tieren nirgendwo in der freien Natur, nur in der Stadt. Deshalb könnten Stadt-Igel irgendwann genetisch mutieren und dabei ihre Stacheln verlieren. Dann würden die stachellosen Igel ein fröhliches Stadtleben führen, Gefahrenquellen wie diese Becher überleben und gleichzeitig neue Futterquellen erschließen, die ihre Ahnen noch nicht kannten.

Ansage:

Wildtiere erobern die Stadt – Wie neue Arten entstehen. Von Achim Nuhr.

Sprecher:

Weltweit dehnen sich die Städte immer weiter aus, unberührte Regionen schrumpfen. Die intensive Landwirtschaft zerstört natürliche Lebensräume. Um Nahrung und Schutz zu finden, flüchten viele Tiere in den Großstadtdschungel. Wie sich dort ihre Eigenschaften und Gewohnheiten, bei manchen auch die Gene ändern, erforschen Evolutionsbiologen wie Menno Schilthuizen vom Leidener Naturalis Zentrum für Biodiversität. Schon jetzt entstehen neue Arten wie die Stadtamsel, die sich von der Amsel der Wälder absetzt. Schilthuizen führt durch das niederländische Leiden, um Tiere zu zeigen, die in die Stadt einwandern, sich an die dortigen Verhältnisse anpassen, aber wild leben, also auf sich selbst gestellt.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Noch im frühen 20. Jahrhundert war die Artenvielfalt auf dem Land viel höher als in den Städten. Doch jetzt sinkt dort wegen der intensiven Landwirtschaft die Artenvielfalt, und in den Städten entstehen immer mehr Nischen für wilde Tierarten. Städte sind kein statischer Lebensraum: Alles entwickelt sich ständig, neue Technologien verändern Stadtlandschaften. Dem müssen sich die Tiere anpassen, im Takt von Jahren oder Jahrzehnten. Auf ihren evolutionären Lorbeeren können sie sich niemals ausruhen.

Sprecher:

Seitdem der Naturforscher Charles Darwin im 19. Jahrhundert seine Evolutionstheorie veröffentlichte, galt lange der Grundsatz, dass evolutionäre Prozesse mindestens Jahrtausende, manchmal Jahrtausende benötigen. Aber bei den Stadttieren entdecken Forscher eine Turbo-Evolution im Zeitraffer:

Atmo:

Schnecken greifen

Sprecher:

Sie beginnt gleich im Hinterhof von Schilthuizens Haus: Dort zeigt er auf ein Dutzend bunter Schnecken, die an den Wänden kriechen:

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Sie können erkennen, wie sich ihre Gehäuse den lokalen Bedingungen anpassen: ihre Farben, Formen, Streifen, Haare auf den Gehäusen. Wir laufen hier praktisch an der Evolution der Schnecken entlang. Bei Vögeln ist das nicht so einfach: Die müsste man hier in Europa und im fernen Sibirien betrachten, gleichzeitig, um die Unterschiede auf einen Blick zu erkennen.

Sprecher:

Schilthuizen pflückt fünf Schnecken von einer Wand und legt sie auf seine Handfläche.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Das sind alles Weinbergschnecken, hübsche Tiere, ihre Häuser sind verschieden gefärbt: hellgelb, rosa, dunkelbraun. Die Farben sind wichtig wegen der Tarnung: Im Wald können sich Schnecken mit braunen Häusern besser vor Feinden verstecken. Aber hier sind wir in der Stadt, und neben der braunen sitzt eine gelbe Schnecke: Die hellen Gehäuse reflektieren das Sonnenlicht viel besser als die dunklen. Deshalb heizen sie sich im Hochsommer nicht so stark auf. Im heißen Sonnenlicht kann eine Temperaturdifferenz von ein oder zwei Grad über Leben und Tod entscheiden.

Musikakzent

Sprecher:

Schnecken gelten als besonders anpassungsfähig: Seit Urzeiten kommen viele Arten selbst in salzigen Meeren, trockenen Wüsten oder feuchten Regenwäldern bestens zurecht. Doch Stadtschnecken werden immer stärker gefordert, weil wegen des Klimawandels immer wieder Hitzeinseln entstehen mit Rekordtemperaturen. In Schilthuizens Wohnort Leiden drohte ihnen im letzten Sommer der Hitzetod, oder zumindest den Schnecken mit einer bestimmten Gehäusefarbe.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Wenn Sie in einen Wald gehen, finden Sie dort vor allem braune Schnecken. Die Treiber dieser natürlichen Selektion sind die Vögel: Sie möchten am liebsten alle Schnecken fressen, aber sie sehen dunkle Gehäuse schlechter und fressen deshalb weniger braune Schnecken. In den Städten ist es umgekehrt: Hier findet man mehr helle Schnecken – wie auch die Fotos von Bürgerwissenschaftlern dokumentieren, für die wir eine App entwickelt haben. Hier lässt die Sommerhitze mehr helle Schnecken überleben.

Musikakzent

Atmo:

Schritte im Park

Sprecher:

In Berlin stapft Madlen Ziege durch das Unterholz des Stadtparks am Nordbahnhof. Die freiberufliche Wissenschaftlerin erforscht Kaninchen, die es unaufhaltsam in die Hauptstadt zieht. Denn vor den Toren der Stadt wird es immer ungemütlicher für die Pelztiere.

O-Ton Madlen Ziege:

Auf dem Land ist es leider so, dass aufgrund der intensiven Landwirtschaft immer weniger Kaninchen überleben können. Die finden nicht so gut Zugang zu Nahrung oder dichte Strukturen, wo sie sich verstecken können. Dann kann man sich das so vorstellen, dass da ein Bau ist, ein großer Kaninchenbau mit vielen Kaninchen, und dann kommt kilometerweit nichts und dann kommt der nächste Kaninchenbau – einfach weil es nicht so viele Möglichkeiten gibt, Bauten anzulegen. Und diese Distanz zu überbrücken ist natürlich sehr, sehr schwierig für ein Kaninchen. Das heißt, sich mit den Nachbarn auszutauschen ist recht kompliziert.

Sprecher:

Als Biologin hat Madlen Ziege zur Genetik der Europäischen Land- und Stadtkaninchen promoviert. Die Einwanderung in die Stadt begann bereits vor langer Zeit:

O-Ton Madlen Ziege:

Dann sind vielleicht ein paar vom ländlichen mehr in diese suburbanen Bereiche eingewandert, haben dann vielleicht gemerkt: Oh ja, hier gibt's mehr Gemüse und Gärten, oder auch Menschen, die sie füttern. In der Stadt ist es auch immer ein bisschen wärmer. So dass dann so sukzessive, von außen nach innen, sich die Kaninchen vorgearbeitet haben.

Atmo:

Schritte im Park

Sprecher:

Wo sie gerade wandert, stand früher die Berliner Mauer. Selbst die war damals kein Hindernis: Auf der Suche nach Futter und einem neuen Leben buddelten sich die Kaninchen darunter hindurch. Doch dann fiel die Mauer: Sie wurde abgerissen, und plötzlich spazierten auf dem ehemaligen Todesstreifen Menschen.

O-Ton Madlen Ziege:

Das ist eben auch eine Eigenschaft der Stadt, dass es hier zu einem schnellen Wandel kommt. Wir haben herausgefunden, dass die Kaninchen in der Stadt kleinere Bauten im Mittel anlegen als ihre Artgenossen auf dem Land und auch in kleineren Gruppen zusammenleben. Dass sie hier auch häufiger tagsüber aktiv sind.

Sprecher:

Hier ist Futter auch im tiefsten Winter leicht zu finden: Im Park liegen vielerorts Krümel und Brotreste, dazu Apfelschalen als Vitaminbeilage. Am Rand des Parks stehen zwei Supermärkte mit Toreinfahrten, hinter denen sich gelegentlich Obst- und Gemüseberge türmen. Die kurzen Wege verändern die Kaninchen auch genetisch: Während auf dem Land in den isolierten Bauten die Inzucht droht, paaren sich die Stadtkarnickel kreuz und quer:

O-Ton Madlen Ziege:

Ein Genfluss kann dann stattfinden, wenn sich Populationen von Kaninchen in einem Parkbereich mit Kaninchen von einem anderen Parkbereich austauschen können. Je ungehinderter dieser Austausch stattfindet, desto besser ist der Gen-Fluss. Weil wir dann einfach eine Durchmischung sehen. Wir sehen, dass die Tiere sich einfach frei miteinander verpaaren.

Sprecher:

An einem Gebüsch weist Madlen Ziege auf frische Wühlspuren, daneben eine klassische Karnickel-Latrine mit Hinterlassenschaften. Weil die Wege zwischen den Bauten kürzer sind und Außenseiter so leichter einen neuen, geselligen Bau finden, sind die Stadtkarnickel ihren Landkollegen inzwischen genetisch überlegen:

O-Ton Madlen Ziege:

Was sich immer zeigt, ist, dass es besonders gesund ist für eine Population, wenn es eine große genetische Vielfalt gibt. D.h. die verhalten sich anders, sehen vielleicht auch anders aus. Und diese Vielfalt ist wichtig: Wenn sich der Lebensraum plötzlich ändert, dass nicht alle gleich reagieren. Sonst würden vielleicht alle gleich sterben oder es würden alle gleich gut überleben.

Musikakzent

Sprecher:

Stadt-Kaninchen profitieren also nicht nur von ihrem futterreichen Habitat ohne Mähdrescher – sie sind sogar genetisch besser aufgestellt. Doch was macht „gute“ Gene aus?

Atmo:

Glockenspiel Rathaus

Sprecher:

Eine Frage für den niederländischen Evolutionsbiologen Menno Schilthuizen. Von seinem Hinterhof ist er zum historischen Rathaus von Leiden spaziert. Der Prachtbau ist offensichtlich sehr beliebt bei Tauben.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Schauen Sie: Die eine Taube hat dunkelgraue Federn, die Federn der anderen sind deutlich heller. Das nennen wir natürlichen Polymorphismus: Obwohl beide Tiere derselben Art angehören, zeigen die abweichenden Federfarben, dass sie verschiedene Genvarianten in sich tragen: Der dunkle Taubentyp hat mehr schwarze Pigmente, mehr dunkle Melanine. Diese dunklen Tauben setzen sich immer stärker durch, und das hat wohl mit Schwermetallen wie Zink zu tun.

Sprecher:

Auf seinem Smartphone zeigt er historische Fotos des Leidener Rathauses: Vor langer Zeit wurde das Dach mit Schwermetallen wie Zink und Blei verstärkt.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

In großen Städten gibt es generell viel Schwermetall: auf alten Dächern, Regenrinnen, Strommasten. Davon setzen sich winzige Teile im Regenwasser ab, das alle Tauben gleichermaßen trinken. Im Körper können dunkle Melanine diese Schwermetalle besser binden als helle. Denn dunkle Melanine lagern mehr Schwermetall aus dem Blut in die Federn aus. Deswegen verdrängen sie gerade die hellen Tauben. Die hellen sind auch weniger fruchtbar, leben kürzer und produzieren weniger Nachwuchs. Und genau so funktioniert Evolution.

Atmo:

Fußgängerzone

Sprecher:

Schilthuizens Heimatort Leiden liegt nordöstlich von Den Haag: eine Stadt mit Grachten, alten Bürgerhäusern, Parks und Fußgängerzonen. Im 20. Jahrhundert verdoppelte sich die Zahl der menschlichen Bewohner. Wie viele Tiere im selben Zeitraum zuzogen, weiß niemand: Eine Volkszählung für Tiere wäre zu aufwendig.

Atmo:

Vögel singen

Sprecher:

Aber weltweit stellen nahezu alle Studien zu einzelnen Arten in bestimmten Stadtvierteln einen deutlichen Zuzug von Tieren fest – Waschbären und Füchse, Steinmarder und Biber, Wildkaninchen und Wildschweine. In der Stadt müssen sich die Tiere an die neuen Verhältnisse anpassen, wenn sie nicht untergehen wollen. Manche Arten sind dabei erfolgreicher als andere, wie auch Menno Schilthuizens Kollegen vom Leidener Zentrum für Biodiversität herausfanden:

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

In der Stadt singen Vögel höher als auf dem Land, weil ihr Gesang andernfalls im Lärm untergehen würde. Mein Kollege Erwin Ripmeester dokumentierte das überzeugend, seine Ergebnisse wurden weltweit bestätigt: Die Vögel singen teils mehrere Tonlagen höher, um bis zu ihren Partnerinnen zu dringen und Rivalen zu warnen. Inzwischen wissen wir, dass nahezu alle Vögel und Insekten ihren Sound an städtische Lärmkulissen anpassen. Manchmal lernen sie das einfach nur von Artgenossen, manchmal spielt aber auch die Genetik eine Rolle. Manche Insekten können gar nicht lernen, ihre Tonhöhe zu ändern. Bei ihnen bestimmen allein die Gene über die Tonfrequenz.

Sprecher:

Bei Vögeln ist das schwerer zu erforschen: Wenn sie in der Stadt anders singen als auf dem Land, kann das viele Gründe haben: Sie können eher vom künstlichen Licht

der Straßenlaternen geweckt werden und deshalb früher loslegen. Oder nur deshalb lauter singen, weil sie bei einem Rivalen bemerkt haben, dass dessen lautes Organ viele Weibchen anlockt. Kurz: Möchte man bei Versuchen mit Vögeln ausschließen, dass Veränderungen erlernt wurden, und stattdessen sicher sein, dass diese Veränderungen nur genetisch bedingt sein können, muss man sich eine entsprechende Versuchsanordnung überlegen: ein unter Wissenschaftlern sogenanntes „common garden“-Experiment, bei dem Lerneffekte von vorne herein ausgeschlossen werden:

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Man nimmt zum Beispiel jeweils ein Ei von einer Stadtamsel und einer Landamsel und brütet die Eier zusammen in einem Labor aus, bis die Küken schlüpfen. Wenn sie sich dann trotzdem unterschiedlich verhalten, muss das genetisch bedingt sein statt erlernt: weil Umgebung und Kontakte jeweils identisch waren.

Musikakzent

Sprecher:

Dem Ornithologen Jesko Partecke vom deutschen Max-Planck-Institut für Vogelkunde gelang bereits 2006 ein erster Nachweis, dass Cityvögel gelassener auf Anspannung reagieren: Er zog Stadt- und Landküken gemeinsam auf, stresste sie durch Blutabnahmen und maß anschließend den Spiegel des Stresshormons Kortikosteron. Das Ergebnis: Der Stresspegel war bei den Stadtamseln nur halb so stark gestiegen wie bei ihren ländlichen Verwandten. Sie hatten also messbar ruhiger reagiert.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Es ist erwiesen, dass bei den Stadtvögeln ein Gen mutiert ist, das Stressreaktionen reguliert. Seitdem liegt bei ihnen der Spiegel des Glückshormons Serotonin stabil höher als bei den Landvögeln. Deshalb reagieren sie auch im Schnitt deutlich entspannter.

Sprecher:

Und leben länger in der Hektik der Großstadt, in der eine verirrte Waldamsel schnell untergehen könnte.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

In der Stadt ist es ja meist nicht mal direkt gefährlich. Aber es gibt Lärm, viele Menschen, überall Bewegung. Wenn ein Vogel deswegen gleich jedes Mal in Stress geraten würde, könnte er das nicht lange überleben. Gelassen zu reagieren ist viel gesünder.

Musikakzent

Sprecher:

Inzwischen haben die Evolutionsbiologen derart viele genetische Unterschiede gefunden, dass sie die Stadtamseln zu einer neuen Art heranwachsen sehen: geformt von der City, und angepasst an sie.

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Sie singen höher, haben ein anderes Verdauungssystem, kürzere Flügel, ziehen nicht mehr in wärmere Winterregionen. Ihr ganzes Genom, das ganze Erbgut hat sich stark entwickelt. Stadtamseln bleiben ganzjährig hier und beginnen schon im März mit dem Brüten. Die Waldamseln kehren erst im Mai aus ihren Winterquartieren zurück. Deshalb gibt es nicht mal mehr genetischen Austausch zwischen Stadt- und Landtieren. Das ist eine der notwendigen Voraussetzungen für das Entstehen einer neuen Art.

Atmo:

Straße, Autoverkehr

Sprecher:

Menschen verursachen Stress bei Tieren: auf dem Land mit Mähreschern, in der Stadt mit Autos, Schwermetallen und vielem mehr. Doch wie sieht es umgekehrt aus? Stressen die Stadttiere auch ihre menschlichen Nachbarn? Die Freiburger Forstwirtin Geva Peerenboom hat mit Kolleginnen das Handbuch „Wildtiermanagement im Siedlungsraum“ geschrieben. Das Werk war überfällig, weil immer mehr „Mensch-Wildtier-Konflikte“ bei kommunalen Behörden landen. Und wie das so ist: Zuerst fühlt sich niemand zuständig.

O-Ton Geva Peerenboom:

Das war eines der Hauptergebnisse von unserem Forschungsprojekt: dass es eigentlich keine Ansprechpartner für Wildtiere in der Stadt gibt. Und jetzt gibt es die neue Regelung, dass es sogenannte Stadttäger gibt. Und deren Funktion sollte dann tatsächlich sein, vor Ort zu gehen und sich die Lage anzugucken und die Bürger dann entsprechend zu beraten.

Sprecher:

Freiburg gilt als liebliche Stadt mit pittoresken Gassen, aber vor dem Hauptbahnhof nerven auf der Bismarckallee die vielen Autos. Manche Tiere stört nicht mal das, weiß Peerenboom:

O-Ton Geva Peerenboom:

Die Platane ist ein schöner Stadtbaum, und unten drunter sieht man ganz viele Spuren. Hier lassen sich vor allem im Herbst die Saatkrähen nieder. Die können die Platanen bevorzugt nutzen.

Sprecher:

Große Lachen weißlichen Vogelkots zieren nicht nur die Bäume, sondern auch darunter geparkte Autos.

O-Ton Geva Peerenboom:

Das ist so ein klassischer Stadtkonflikt. Bei den Saatkrähen ist es tatsächlich noch gar nicht so klar, wieso die in die Stadt gekommen sind. Die schlafen nur in der Stadt. Die suchen ja das Futter außerhalb. Das sind zwei verschiedene Trupps. Es gibt welche, die sind zur Überwinterung da und die ziehen dann im Sommer wieder in

den Norden. Und dann gibt es welche, die hier brüten. Die sind dann im Winter im Süden.

Musikakzent

Sprecher:

In ihrem Handbuch schreibt Peerenboom, dass Städter auf Tiere unterschiedlich reagieren: Wer Zeit und Geld hat, lässt sein bekleckertes Auto einfach an einer Tankstelle reinigen. Selbst waschen zu müssen, nervt schon deutlich mehr.

O-Ton Geva Peerenboom:

Nachmittags, wenn es dunkel wird, kommen diese ganzen Krähen aus dem Umland angefliegen, teilweise Tausende. Das ist so irre. Dann ist der ganze Himmel voll mit diesen Krähen: in der Dämmerung, finde ich, so ein ganz tolles Naturschauspiel. Teilweise schlafen sie glaub ich auch auf den Hochhäusern oder zumindest setzen sie sich dann da mal hin, um sich zu sammeln. Dann gibt es Menschen, die das total spannend und toll finden, wie eben mich. Und dann gibt's eben Menschen, die sich da auch von gestört fühlen. Kann man sich aber auch vorstellen: Wenn man da so eine Platane vor der Haustür stehen hat und die dann morgens im Morgengrauen auch schon anfangen da mit ihrem Lärm, dass das vielleicht nicht so angenehm ist.

Sprecher:

Peerenboom biegt von der Allee auf eine ruhige Seitenstraße ab. An vielen Vorgärten liegen gerade gelbe Säcke – interessante Objekte für hungrige Stadttiere.

O-Ton Geva Peerenboom:

Findige Tiere gehen dann da hin, machen die auf und lecken nochmal die Katzenfutter-Dosen aus z.B. oder nehmen sie mit irgendwo in ihr Versteck und dann lecken sie die da genüsslich aus. Wenn dann so ein Tier kommt wie der Fuchs oder ein Wildschwein, wo man irgendwie so im Kopf hat: Ah, da ist doch jetzt der Jäger zuständig oder der Förster, da haben wir beobachtet, dass die Bevölkerung dann oft sagt: Sie sind da zuständig und Sie müssen dafür sorgen, dass dieses Wildtier das und das nicht macht. Im Falle vom Fuchs, dass er einem zu nahekommt.

Sprecher:

Beschwerden bearbeitet die Kommune Freiburg. Mensch und Tier, Wild- und Haustier, Nachtruhe und Autoblech: Der Arbeitsalltag eines Wildtierbeauftragten berührt offensichtlich viele emotionale Themen.

O-Ton Geva Peerenboom:

Ein Beispiel, wo man gut deeskalieren kann, ist einfach, wenn ein Fuchs regelmäßig im Garten auftaucht und die Leute das nicht für sich einschätzen können, dann kann man denen auch ein paar Maßnahmen an die Hand zu geben, was sie tun können, damit das Tier vielleicht nicht mehr so oft in den Garten kommt. Dass Haustiere nicht draußen gefüttert werden oder dass der Komposthaufen abgedeckt wird.

Sprecher:

Solche Anfragen werden in Freiburg meist am Telefon besprochen, aber manchmal reicht das nicht:

O-Ton Geva Peerenboom:

Eine Lage, wo ich sagen würde, da müsste mal jemand hin und sich das angucken, ist z.B., wenn dann anderntags ein Bau im Garten ist unter einer Garage oder einem Gartenhäuschen, wo die Leute dann Angst haben, dass das destabilisierend wirkt. Dann kann man mit einer Genehmigung zusammen sagen: Den Dachsbau verschließen wir jetzt.

Musikakzent

Sprecher:

Ob einzelne Tierarten schon immer als Stadtbewohner galten, sich längst etabliert haben oder als Neueinwanderer nach neuen Perspektiven suchen: Städte zu meiden können sich viele Tiere nicht mehr länger leisten. Wissenschaftler kategorisieren die Arten nach Bedürfnissen und Eigenschaften: Als komplett abhängig gelten nur wenige wie die Hausmaus oder der Haussperling. Sie leben in den Städten, seitdem es sie gibt. Generalisten wie der Fuchs kommen überall zurecht, lernen schnell und fressen Dönerreste statt Regenwürmer, sobald das Fastfood nur einfacher zu besorgen ist. Siedlungstolerante Tiere wie das Reh wagen sich meist nur bis zum Stadtrand vor. Und die ersten Exemplare angeblich siedlungsferner Arten wie Bären wurden bereits an europäischen Mülleimern gesichtet, zum Beispiel in Rumänien.

O-Ton Geva Peerenboom:

Hier im Stadtbereich werden wir regelmäßig davon überrascht, wie Tiere auch das in Frage stellen, was wir glauben von ihnen zu wissen. In der Wildtier-Forschung hat man meistens Tiere auf dem Land untersucht und da auch relativ feste Kennzahlen entwickelt: Z.B. ein Fuchs hat ein Streifgebiet von so und so viel Quadratkilometern. Und in der Stadt ist das alles anders. Wir haben hier fünfmal mehr Füchse pro Quadratkilometer als im ländlichen Raum.

Sprecher:

Mit dem Fuchs in der Großstadt hat sich auch der Berliner Autor Bernhard Kegel befasst. Auf dem Titel seines Buchs: „Tiere in der Stadt – eine Naturgeschichte“ läuft ein cooler Fuchs vor großstädtischer Kulisse einem unbestimmten Schicksal entgegen:

O-Ton Bernhard Kegel:

Manchmal sind ja die Ansprüche von Tieren sehr speziell, und wenn sie diese befriedigt sehen in der Stadt, dann sind sie da. Sobald die Voraussetzungen nicht mehr erfüllt sind, sind die Tiere wieder weg. Und dieses Kommen und Gehen war eigentlich über lange Zeit ein ganz typisches Charakteristikum dieser städtischen Tierwelt. Jetzt haben wir so eine gewisse Stabilität seit dem Krieg, so eine gewisse stabile Entwicklung, und es wird darauf geachtet, dass also auch für die Menschen genug Grünflächen in der Stadt existieren, so dass da jetzt vielleicht ein gewisses Gleichgewicht sich eingespielt hat.

Atmo:
Im Park

Sprecher:

Der Biologe und Schriftsteller Bernhard Kegel steht im Schöneberger Rudolph-Wilde-Park auf der Karl-Zuckmayer-Brücke und schaut auf den Ententeich. Hier erblickte er erstmals einen Stadt-Graureiher, den die Anwohner der umliegenden Wohnviertel wie ein Maskottchen behandelten. Das Verhalten der Menschen inspirierte Kegel zu seinem Buch: War es wirklich eine gute Idee, den Graureiher mit Matjes zu füttern? Oder gleich loszuschreien, sobald der Reiher aus dem Ententeich die schönen Goldfische pickte, die Menschen dort ausgesetzt hatten?

O-Ton Bernhard Kegel:

Wir Stadtmenschen sind ja sehr entwöhnt, was die Existenz zusammen mit Wildtieren angeht, und neigen da sofort zu einem Verhalten, das wir eher unseren Haus- und Nutztieren gegenüber zeigen. Und ich habe von mehreren Leuten schon gehört, dass sie den Füchsen Futter in den Garten stellen. Und das ist natürlich das Falscheste, was man tun kann. Die kommen immer näher und dann sind Beiß-Unfälle irgendwann vorprogrammiert. Und wenn man jetzt an noch kräftigere Tiere wie die Kojoten z.B. in Amerika denkt, wäre es fatal. Das würde auf die Dauer nicht gut gehen.

Sprecher:

Kegel beobachtet, dass der Zug der Tiere in die Stadt keine Einbahnstraße bleiben muss. Manche kommen nur mittelgut zurecht mit der Alphagattung Mensch, die vor allem an sich selber denkt und problemlos Tauben vergiftet, Karnickeln Fallen stellt oder achtlos Vögel überfährt. Er attestiert den Stadtbürgern eine ambivalente Haltung gegenüber den wildlebenden Tieren.

O-Ton Bernhard Kegel:

Ich habe den Verdacht, dass wir uns sogar ein bisschen geschmeichelt gefühlt haben. So der Gedanke: So toll sind unsere Städte geworden, dass jetzt die Tiere freiwillig ihr Leben außerhalb der Städte aufgeben, um zu uns zu kommen. Die große Masse der Tierarten ist eher klein und unscheinbar. In so einer Stadt wie Berlin, schätzt man, leben etwa 30.000 verschiedene Tierarten. Wenn Sie jetzt vielleicht ein Dutzend Säugetiere, 250 Vogelarten nehmen, dann kommen noch ein paar Frösche und Reptilien dazu. Und der ganze Rest: Das sind alles wirbellose Tiere, die der normale Stadtbewohner überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt.

Sprecher:

Dabei sind viele Tiere nur gekommen, weil ihnen ihre alte Heimat draußen auf dem Land von den Menschen genommen wurde. Die „Einwanderung in die Stadt“ schaffen übrigens nicht alle: Nur die mutigeren oder kräftigeren Tiere kommen durch und ziehen andere nach.

O-Ton Bernhard Kegel:

Es gibt mittlerweile hochinteressante Forschung, die auch Tieren Persönlichkeit zubilligt. Und gerade bei diesem Besiedlungsprozess der Stadt ist es ganz offenbar so gewesen, dass es einzelne Individuen waren, die das gewagt haben. So wie eben

nicht jeder Mensch ein geborener Kolumbus oder Magellan ist, ist auch nicht jeder Fuchs ein geborener Stadteroberer. Einzelne Ansiedlungsversuche sind dann geglückt. Und daraus hat sich dann schließlich diese städtische Population entwickelt. Das ist das Gebiet, das mich damals sehr interessiert hat.

Sprecher:

Tiere breiten sich rasant in unseren Städten aus. Viele Arten mutieren in vorher unbekanntem Tempo – in Städten, die sich stetig verändern. Auch die Gattung Mensch sollte sich nicht allzu sehr in Sicherheit wiegen: Weltweit sollen bis zum Jahr 2050 zwei Drittel der Zweibeiner in Städten leben – darunter viele, die ihrerseits aus ökologisch zerstörten Landstrichen vertrieben wurden. Der Evolutionsbiologe Menno Schilthuizen sieht den Menschen als potenziell bedrohte Art:

O-Ton Menno Schilthuizen, darüber Übersetzung:

Momentan machen wir selbst, unsere Viehherden und Haustiere rund 97 Prozent des Wirbeltierbestands aus, nur die restlichen drei Prozent sind Wildtiere. Niemals zuvor hat eine einzige Spezies so viel Nahrung für sich beansprucht, das globale Ökosystem derart dominiert. Wenn man sich die Geschichte der Populationsdynamik anschaut, folgt einer solchen Hochphase oft ein plötzlicher Kollaps der dominierenden Spezies. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, dass uns das auch passieren könnte.

Sprecher:

Davon lässt die Corona-Krise gerade eine Ahnung aufkommen. Sie hat viele Menschen empfänglicher gemacht für die Natur und die in ihr lebenden Tiere. Mehr Stadtbewohnerinnen und -bewohner sind zu Spaziergängen und Wanderungen aufgebrochen. Sie haben Spuren von Tieren gefunden oder sind ihnen direkt begegnet: den Rehen und Hirschen am Stadtrand, den Wildschweinen und Füchsen im Park. Das Miteinander von Mensch und Tier verändert sich.
